

## Ein Barometer namens Geld

Inzwischen darf man mit Fug und Recht behaupten, dass der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf nicht wie einst sechs Monate, sondern zwei Jahre lang dauert, also reichlich für Überraschungen gut ist. Das hängt nicht nur mit der Länge der Teststrecke zusammen, die regelmäßig die kräftigsten Läufer zusammenbrechen lässt. Ein zweiter Faktor ist die Wahlkampf-Finanzierung, die ebenso regelmäßig auch Außenseitern eine treffliche Chance bietet. Denn die Partei ist schwach, die „Staatsknete“ beginnt erst zu fließen, *nachdem* der Kandidat sein Geschick beim *fund raising* bewiesen hat; wer Präsident werden will, muss also genug Leute überzeugen, seine Sache zu alimentieren.

Und nun die Überraschung. Der Demokrat Bill Bradley, 18 Jahre lang Senator, ist weder reich noch ein Knecht von Big Business. Und doch hat er im letzten

Quartal 1999 doppelt so viel eingesammelt (acht Millionen) wie sein „Kronprinz“ Al Gore. Das ist auch mehr als George W. Bush, der bloß auf sieben gekommen ist. Derweil hat sein republikanischer Rivale, wie Bradley auch kein Bürschchen vom fertigen Geld, in diesem Quartal sechs Millionen geschafft.

Mithin: Das aktive Wahlvolk scheint der beiden Establishment-Kandidaten überdrüssig zu werden. Bush leidet unter dem Image des Leichtgewichts, Gore des Langweilers, der zudem den Mühlstein „Clinton“ tragen muss. Außerdem – siehe die Zweifel an der „Geldmaschine“ Bush – ist es nicht so einfach, sich das Weiße Haus zu „kaufen“, wie so gerne unterstellt wird. Politik bleibt Politik, und das bedeutet, dass einer die Leute inspirieren muss, ihm erst ihr Geld, dann ihre Stimme zu geben. Trotzdem: Das Rennen endet erst Ende November. jj